

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Wallfahrt

[urn:nbn:de:bsz:31-338948](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338948)

Erziehung der Jugend sowie der Ausbau der Volksschulen war ihm tiefste Sorge. Strenge Zucht und Ordnung herrschte auf den von ihm gepachteten Gutshöfen, Knechte und Mägde hielt er an, alle 14 Tage zur heiligen Beichte und Kommunion zu gehen, und an den Sonn- und Festtagen führte er das ganze Gesinde selbst zur Kirche.

Wie Vinzenz von Paul, so hatte auch Philipp Adam Ulrich neben einem lebendigen Glauben zu Gott, eine tiefe Liebe zu den Mitmenschen. In nimmermüdem Schaffen war er um deren leibliches und seelisches Wohl bemüht. 1736 legte er seinem Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn einen weitgreifenden Missionierungsplan vor; er stiftete und unterhielt von seinem Vermögen wandernde Missionen, um die Sünder zu bekehren, die Lauen anzueifern und die Frommen im Guten zu stärken. Die Missionare durchzogen Franken, Hessen, Thüringen, Schwaben, kamen sogar nach Ungarn. Sie berichteten jeweils von ihren Erfolgen oder Schwierigkeiten an Philipp Adam Ulrich. Da lesen wir z. B.: „Zu Feudenheim nächst Mannheim müssen wir unter freiem Himmel die Predigten halten, wegen großer Zulauf“, oder „in Absteinach ist schier der ganze othenwald (Odenwald) zusammengeloffen.“ Aus Mindelheim schrieb der Missionar am 21. 12. 1745, daß die Predigten zu Herzen gingen und

feindliche Brüder versöhnten; nebenbei bat er auch um türkischen Kleesamen für die Bauern und um eine Sackuhr für sich, damit er am Morgen rechtzeitig aufwache. Auch in Lauda, in seiner Heimatstadt, ließ Ulrich Missionen abhalten und nahm mit seinen Würzburger Freunden, die er in seinem Vaterhaus beherbergte und bewirtete, selbst daran teil. So sehr lag ihm die religiös-sittliche Erneuerung des Volkes am Herzen, daß er in seinem Testament, außer dem Laudaer Spital, den Missionen fast sein ganzes Hab und Gut vermachte.

5. Der soziale Landwirt.

Wie Vinzenz von Paul war auch Philipp Adam Ulrich die liebeglühende Persönlichkeit, deren großmütiges Herz Hilfe leistete, wo immer es nur möglich war. Ulrich verfügte von Haus aus über ein schönes Vermögen, befand sich in einer ansehnlichen Stellung und hätte sein Leben bequem und angenehm gestalten können. Statt dessen aber lebte er für sich sehr bescheiden, aß die einfachste Kost und verteilte sein Geld lieber unter die Armen. Wie oft hat der Nachbar Oberthür beobachtet, wie Ulrich in seinem Gärtchen hinter dem Haus dem Bedürftigen einen Rock schenkte, der Mutter einen Laib Brot in die Tasche schob oder dem armen Studenten geldlich weiterhalf.

Aurelie Pickel

Die Wallfahrt



Wenn die Leute eine Wallfahrt machen, so geschieht es meistens deshalb, weil sie Hilfe in einem großen Anliegen brauchen oder weil sie, was dasselbe ist, in Not und Gefahr ein Gelöbnis zu der oder jener Gottesmutter gemacht haben. In christlichen Landen gibt es ja überall Wallfahrtsstätten genug, wo die Himmlichen zur Erhörung der

Menschennöte geneigt sind.

In unserer aufgeklärten Zeit hat das Wallfahren gegen früher bedeutend abgenommen. Ist etwa nicht mehr so viel Not unter den Leuten wie vordem? Ich möchte es nicht behaupten. Freilich, früher sind die Leute wegen jeder Kleinigkeit, die ihnen übers Leberlein lief, an einen Gnadenort gepilgert und haben dort in Erwartung eines Wunders ihr Anliegen lang und breit auseinandergesetzt. Und wenn dann das Wunder nicht gleich eintrat, haben sie vielleicht ein wenig gemurrt und sind zu einer anderen Muttergottes gelaufen, die vielleicht mehr Wunderkunst hatte als die letzte. Und wenn sich das Übel, das sich während der Zeit so auch behoben hätte, am neuen Wallfahrtsorte verzog, so glaubte man an ein

wahrhaftiges Wunder. Die Leute bedachten nicht, daß es überall dieselbe Muttergottes ist, die erhört oder nicht erhört; nur die Bilder sind verschieden. Bald ist's eine Muttergottes mit dem Kinde, bald eine schmerzhaft mit den sieben Schwertern, bald eine himmelfahrende, bald eine im Rosenhag, bald eine altersschwarze wie die in Altötting. Aber es sind immer nur Bilder der nämlichen Himmelskönigin.

Wie kann es also sein, daß man zu dem Bilde mehr Vertrauen haben kann als zu dem andern? Die Leute tun nicht recht, die wegen jeder Kleinigkeit gleich ein Gelübde machen, damit sie von dem Übel erlöst werden. Sie tun darum nicht recht, weil jedes Übel eine Schickung Gottes ist, vielleicht für begangene Sünden, und weil es feig ist, wenn man ein selbstverdientes Kreuz nicht auf sich nimmt und so lange trägt, wie es Gottes Wille ist. Die Leute tun darum nicht recht, weil sie die Not, die zu ihrem Seelenheil geschickt ist, um des lieben Leibes willen gleich abwälzen möchten, weil sie für den fleischlichen Adam und die sinnliche Eva gar unbequem sind. Man hat eine Geschwulst an der Wade und kann vielleicht wochenlang nicht auf den Tanzboden gehen und bei der Arbeit hindert sie auch und vermindert das Einkommen, also macht man geschwind eine Wallfahrt; die liebe Muttergottes, die schon so viele Wunder gewirkt, wird

gewiß auch die Geschwulst vertreiben; eine dicke Wachskerze ist ihr gewiß für das Wunderlein. Aber, o Wunder! Die Muttergottes wirkt das Wunder nicht, trotz der Wachskerze. Und wenn der Adam oder die Eva Ohren hätten zu hören, dann würden sie wohl eine Stimme vernehmen: „Du, schau, daß du zuerst die Eiterbeule aus deiner Seele loswirst, dann heilt deine Wadengeschwulst so auch und es braucht kein Wunder. Geh hin und sündige nicht mehr. Das ist der Sinn der Weisen, und wenn du das Wörtlein befolgst, dann ist dein ganzes Leben ein einziges Wunder.“

Aber wer hört solche Worte? Die lieben Leute denken nur an die Not des Augenblicks, an die Wadengeschwulst, an den Beinbruch, an das Zahnweh, an den Haarschwund, an den Hausbrand, an die Wassernot, an die Sommerdürre, was sie halt gerade drückt. Wie sollen sie da die Stimme der Himmlischen hören?

Von solchen Wallfahrern, die nur von elf Uhr bis Mittag denken und die den lieben Herrgott wieder einen guten Mann sein lassen wie zuerst, wenn ihr Übel geschwunden, wollen wir lieber nicht reden. Da ist Hopfen und Malz verloren, und wenn die Liebe Frau tausend Wunder an ihnen wirkte. Ihnen wär's ja doch nur um den lieben Leib zu tun, damit er wieder tüchtig ist zum Essen und Trinken und geschmeidig für den Tanzboden und das Kammerfenster.

Ich will lieber von einer Wallfahrerin erzählen, die nicht betteln ging um ein Wunder, sondern die ihr Leben als ein Wunder erkannte und dafür danken ging.

Ja, ist denn das Leben nicht selbst ein Wunder, ein größeres vielleicht, als wenn die Himmlischen einer irdischen Eva ein Wadengeschwür wegzauberten? Ist es nicht ein Wunder, gesunden Sinn, gerade Glieder und eine reiche Seele zu besitzen, mit denen man schier selber Wunder wirken kann, für sich und für andere, so wie sie die Haselbäurin vom Haselhof gewirkt hat, von der ich erzählen will?

Als die Haselbäurin beim zehnten Kinde im Wochenbett lag, da brachte man ihr den Haus- und Ehemann als einen Toten in die Stube; ein fallender Waldbaum hatte ihn erschlagen. Könnt euch denken, daß selten eine Not so groß sein wird wie die der Haselbäurin damals. Hat ihr's auch jedermann gleich prophezeit, daß sie bei solchem Elend wohl selber kaum mit dem Leben davonkommen wird, und wenn, dann wird sie wohl die längste Zeit auf dem Hof gewesen sein. Denn zehn kleine Kinder und ein solches Anwesen dazu — das macht keine auf die Länge.

Die Leute haben prophezeit und prophezeit, aber daß ihr einer geholfen hätte, ist keinem eingefallen. Ja, die meisten haben sich schon



die Äcker und Wiesen, die Waldgründe und Stierweiden angesehen, die sie vielleicht, zu ihrem Eigen passend, hinzukaufen werden, wenn das Gut auf die Gant kommt und wenn sie billig hergehen. Wie halt die Leute sind!

Aber glaubt jemand, die arme Wittib hätte sich dreingegeben? Als sie den Neid der Nachbarn sah, stand ihr Entschluß fest: Lieber brechen als biegen. Und ein heißes „Herrgott, hilf du!“ entrang sich der gepreßten Brust. Hat die Haselbäurin in ihrer Not ein Wunder erwartet? Ich weiß es nicht. Aber in ihrer Not fiel ihr ein altes Blatt in die Hand. Und indem sie es ansah, ob sie es aufbewahren oder in den Ofen stecken sollte, las sie die Worte: „Gott wirkt kein Wunder, das du selbst nicht wirkst.“ Die Haselbäurin stutzte. War das nicht ein Wink von oben? Als christliches Leut deutete sie sich den Sinn des Sätzleins gleich richtig. „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“ Wozu hast du denn Seele und Sinn, Geist und Gemüt, Herz und Hirn? Ei, das Sprüchlein gefiel ihr. Sie warf das Blatt nicht in den Ofen, sondern steckte es hinter die Uhr, wo sie es jederzeit zur Hand nehmen konnte, wenn sie seiner bedurfte. Das Sprüchlein hatte Kräfte in ihr geweckt, die sie in sich gar nicht vermutet hätte. So kam es, daß die Nachbarn vergeblich auf Wiesen und Weiden, auf Ackerbreiten und Waldgründe warteten. Ja, es geschah, daß die Haselbäurin selbst ein Gütlein zu ihrem Hof hinzukaufte, das auf die Gant gekommen war. Und es geschah, daß der Haselhof ein Mustergut wurde und daß die Haselhofkinder bald als Musterkinder in aller Leute Mund waren. Und es geschah, daß die Leute, die der Haselhofbäurin die Gant und das Armenhaus prophezeit hatten, bald selbst um Rat und Hilfe zu ihr kamen. Wie war das möglich? Ei, der abgegriffene Zettel hinter der Wanduhr, den die Haselbäurin in jeder Lebenslage beherzigte, gab Auskunft: „Gott wirkt kein Wunder, das du selbst nicht wirkst.“

Liegt nicht in diesen Worten die ganze Lebensaufgabe beschlossen? Wer sich im Ernste an die Ausführung dieses Wörtleins im Alltag wagt, für den gibt es kein Unglück, sondern nur Aufgaben, in dem wird Gott recht lebendig und schafft Wunder durch Herz und Hand, durch Gemüt und Geist. Ein solcher steht über den Dingen und weiß alles nach Maß und Zahl zu werten und zu verwenden.

Die Haselbäurin hat das Wörtlein ein reiches Leben lang ausprobiert. Sie hat nie auf ein törichtes Wunder gehofft, das ihr der liebe



Gott ohne eigenes Zutun hätte wirken sollen. Sie war nie so fürwitzig, den lieben Gott in Kleinigkeiten zu belästigen. Sie machte in Gottes Namen selber alles recht, und weil sie die kleinen Widerwärtigkeiten immer selbst gleich bewältigte, blieb ihr ein weiteres „großes Unglück“ fürderhin erspart.

An dem Tage, an dem die Haselbäuerin ihr jüngstes und letztes Kind ausheiratete, nahm sie das Sprüchlein noch einmal von der Wanduhr herab und las es zum letztenmal: „Gott wirkt kein Wunder, das du selbst nicht wirkst.“ Da schien es ihr, als ob ihr Leben voll Mühsal und Sorge ein viel prächtigeres Wunder wäre, als wenn ihr Gott die Güter des Leibes und die Gnaden der Seele ohne eigenes Zutun in den Schoß geworfen hätte. Und voll Dank, daß ihr der liebe Gott das große Unglück von einst in so reiches, vielfaltiges Glück für sich und ihre Kinder gewendet hatte, da er ihr jenes Sprüchlein in die Hand spielte, nahm sich die Haselbäuerin vor, eine Wallfahrt zu machen und an der Gnadenstätte recht herzlich für alles Gute zu danken, das ihr in ihrem mühseligen Leben zuteil geworden war. Sie, die in ihrem Leben kaum über die Gefilde des Haselhofes hinausgekommen war, wollte sich nun von ihrem reichen Gefühle zehn Stunden weit ins Land hipaustragen lassen an die stille, hochberühmte Gnadenstätte, wo sich der Himmel schon so oft zu den Irdischen geneigt hatte. Hier wollte sie sich den Himmlischen neigen und ihnen alle Ehre erweisen, die sie um ihres reichen Glückes willen verdienten.

Wie eine freie, weite Landschaft im Abendgolde lag nun das Leben vor ihr. Irdische Sorgen hatte sie nicht mehr; die lagen nun auf jüngeren Schultern, denen sie ein reiches Erbe hinterlassen hatte, um es in ihrem Sinne zu verwalten. Sie selbst gehörte jetzt nur noch den Himmlischen. Und so, an der Schwelle zwischen Zeit und Ewigkeit, wollte die Haselbäuerin im Frohgefühl der Freiheit von allem Irdischen ihre Wallfahrt antreten, nicht um zu bitten, sondern um zu danken. Und darin unterschied sie sich von den meisten Wallfahrern, die Gott nichts geben, sondern von ihm nur etwas haben wollen, was ihnen oft nicht einmal von Nutzen ist.

Die Waldstraße herunter pilgert ein Weiblein im Hochzeitsstaat. Ihr Antlitz leuchtet wie der taufrische Maimorgen, den sie sich zur Wallfahrt ausgewählt hat. Die Leute auf den Feldern stecken die Köpfe zusammen und raten: Was ist denn das für eine? Ei, gar die Haselbäuerin? Wo tut denn die aus? — Ein Dirnlein weiß Antwort: Eine Wallfahrt macht sie. — Was, eine Wallfahrt? Warum, wozu und wohin? Hat denn die noch nicht Geld genug, daß sie noch eine Wallfahrt braucht? Oder will sich die alte Schachtel gar noch einen Hochzeiter erbeten, weil sie das Brautkleid anhat?

O ihr gotteslästerlichen Heiden! Da hat man euch wieder! Wes das Herz voll ist, davon läuft der Mund über. Es ist nur gut, daß die fromme Wallfahrerin eure Lästerreden nicht hört. Die pilgert gemächlich fürbaß und betet alle Gebetlein und Stoßseufzer, die sie auswendig weiß. Und wo sie die Leute auf den Feldern sieht,



wünscht sie ihnen heimlich im Herzen Glück und Segen. Wo sie den Rauch einer Hütte oder die Dächer eines Dörfleins von der Waldstraße aus erblickt, möchte sie am liebsten die Hände ausbreiten und allen Himmelsseggen auf die lieben Menschenkinder herabflehen, die in den Höfen hausen. Aber das schickt sich doch nicht recht für ein altes Wallfahrtsweiblein und so gibt sie lieber den Kindern, die ihr begegnen, ein Kröpflein aus ihrem Körblein und mahnt sie, immer recht brav zu bleiben, damit der liebe Gott eine Freude an ihnen habe. Die Welt ist ja so schön und die Menschen können den Herrn des Himmels und der Erde nicht genug preisen.

Wie eine Heilandin pilgert die Haselbäuerin fürbaß. Auf dem Habichtstein, wo man den Haselhof zum letzten Mal sieht, läßt sie sich nieder und schaut zurück in das Land ihres Lebens. Alle Stunden, die sie dort gehofft und gesorgt, gewirkt und geduldet, ziehen still an ihr vorbei; und keine ist, für die sie nicht ein Dankwort wüßte. Waren es nicht lauter Gottesstunden? Jede war von Gott, in Gott, für Gott. Ein wunderprächtiges Gemälde, in dem die hellen Farben um so lichter glänzten, je tiefer die Schatten daneben standen, lag das vergangene Leben vor der Schauenden. Ja, war der Grundton dieses Gemäldes nicht das tiefste Dunkel, das der Tod ihres Mannes damals heraufbeschworen hatte? Und die hellen Farben, waren das nicht die Gotteslichter, die aus dem Dunkel wuchsen? Es ist ein rechtes Bild, und die Haselbäuerin segnet es von ganzem Herzen.

Sie wendet sich und segnet auch das andere, das noch vor ihr liegt, die Wallfahrt, die sich wie ein güldener Rahmen um ihr Lebensbild fügen soll.

Weit da draußen über den Bergen, wohl zehn Wegstunden weit, liegt die Gnadenstätte Mariahilf, hoch über der Passauerstadt, wie es heißt. Fehlgehen kann die Haselbäuerin nicht; denn die Waldstraße führt getreulich ans Ziel.

Ist nicht die Welt voller Wunder? Nur sehen wir zumeist den Wald vor lauter Bäumen nicht. Aber ein mühseliger Mensch, der mit Sonntagsaugen in den Werktag sieht, wie heute die Haselbäuerin, dem tun sie sich auf. Ist nicht jedes Blümlein am Weg ein wahres Wunder? Ist nicht jedes Vöglein im Blauen ein Wunder? Ist nicht die Forelle im Bach ein Wunder?

Auf Schritt und Tritt, rechts und links der Waldstraße, tun sich der Haselbäuerin immer neue Wunder auf. Immer neue Weiten gehen ihr auf. Und für jedes neue Wunder hat sie einen Herzensdank.

In leisem Lobpreis der Gottesgüte verrinnen ihr die Stunden, und die Meilensteine an der Waldstraße zeigen immer kleinere Zahlen. Und wie sich die Sonne schon stark gegen Westen neigt, da steht sie auf einmal über der Stadt, die tief unter der Waldstraße zwischen Strömen gebettet liegt, die voll Sonne glänzen. Inmitten der Wunderstadt erhebt sich der gewaltige graue Dom, und auf der Höhe am anderen Stromufer steht ein Kirchlein im Grünen, mit zwei geduckten Türmchen mit goldblitzenden Kreuzen, die zur Pilgerin herüberwinken: Sei gegrüßt, du bist am Ziel! Mit Schauern ahnt es die Schauende, daß das Kirchlein da drüben Mariahilf ob Passau, die alte Gnadenstätte der Waldleute sein muß. Und selig erwidert sie den Gruß des Kirchleins: „Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden . . .“

Dann steigt sie nieder zur Stadt in der Tiefe, um in der Herberge der Waldpilger sich für den Gnadentag zu stärken.



Noch liegt die tiefe Stadt mit dem grauen Dom und den schmalen Gassen im Dunkel der Sommernacht. Aber über die Höhen von Oberhaus und Mariahilf her zittert schon hoher Morgenschein, der den Gnadentag der frommen Pilgerin anleuchtet.

Noch liegt die Stadt im Morgenschlafe, da huscht die Haselbäuerin schon aus dem Torwege der Herberge zur „Hundsreihe“, der alten Waldlereinkehr in der Passauerstadt. Verwundert schaut der schlaftrunkene Haus der Pilgerin im hinterwälderischen Hochzeitskleide nach. Vielleicht täte ihm eine Wallfahrt weit eher not als der alten Bauernmutter, die den Weg zur Gnadenstätte von ihm erfragt.

Es ist ein eigenes Pilgern durch eine morgenschlafende Stadt. Gewaltig brausen die Ströme durch die Stille. Wie die Haselbäuerin jetzt über die Innbrücke schreitet, hat sie das Kirchlein auf der Höhe schon ganz nahe vor sich, wie sie meint. Lieblich steht es droben im Grünen und Blauen, und wie gestern im Abendstrahl, so grüßen sie heute die goldenen Turmkreuze im Morgenscheine. Und wie gestern erwidert sie den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus“ und „Gegrüßet seist du, Maria“.

Ein wonniger Weg führt zur Höhe des Heiligtums hinan. Mit jedem Schritt geht es näher ins Licht hinein. Und seltsam, jetzt kommt es der Haselbäuerin vor, auch dieser Weg sei ein Gleichnis ihres Lebens: aus Nacht und Not zu Heil und Helle, wo das Herz voll Dank und Feier ist. Wie sie endlich oben vor dem Tore der Gnadenstätte steht, da kommt die Sonne gerade aus den Osterwäldern und übergoldet Stadt und Strom. Und wie zum Gegengruß erheben jetzt die Glocken der vielen Kirchen ein Läuten und Frohlocken, daß Sonnenglanz und Glockenklang wundersam ineinanderfließen und wie in eins verwoben alle Höhen und Tiefen umbrausen.

Lange steht die Haselbäuerin in das Bild versunken, und es ist ihr wohl, daß in solchem Strahlen und Tönegewege ein seliges Hinscheiden sein müsse. Fliegt da nicht die Seele, von Strahlen gehoben, von Klängen getragen, vom Munde in den Himmel auf?

Jetzt kreischt ein Schlüssel im Torschloß des mächtigen Gemäuers, das die Gnadenstätte umhütet, und ein bärtiger Ordensmann bietet der Haselbäuerin den Morgengruß.

Wieder fließt eine goldene Glanzflut aus dem offenen Mauertor, und die Haselbäuerin geht in das Heiligtum; keine Seele ist noch da außer ihr und den frommen Vätern, die hier ihre Heimstatt haben.

So ist sie recht mit ihrem Herrgott allein und kann frei und unbesehen ihren Herzensdank abstatten für Leibsgut und Seelengnade.

Noch ist ihr Blick von der Lichtflut umflirt, wie sie ins Kirchlein tritt, das im Dämmern liegt. Aber sie findet den Weg zum Hochaltar. Dort sinkt sie ins Knie, und wie sie danken möchte, weiß sie kein Wörtlein zu sagen. So stammelt sie nur: „Lieber Herrgott, du weißt es schon.“

Jetzt kommt der Bruder, der vorhin das Tor erschlossen und entzündet die Kerzen auf dem goldglänzenden Hochaltar. Und im Kerzenscheine sieht die Haselbäuerin jetzt das hold-

selige Gnadenbild über dem Tabernakel, die Himmelsmutter mit dem göttlichen Kindlein. Es ist, als ob die Muttergottes dem Wallfahrtsweiblein liebevoll zunickte. Da sagt die Pilgerin auch zur Himmelsmutter: „Liebe Frau, du weißt es schon.“

Alles ist voll Dank und Feier, voll heimlicher Hingebundenheit an der Haselbäurin.

Eine stille Morgenmesse hebt an. Die Pilgerin sitzt ruhend in einem Betstuhle und versenkt sich in die Geheimnisse des Heilandsopfers. Sie ist nun nicht mehr allein. Beter und Pilger aus der Stadt und von weit her finden sich ein. Und wie einige von diesen zu einem Beichtstuhl treten, schließt sich auch die Haselbäurin an. Ihr Gewissen ist längst erforscht; das ganze Leben liegt vor ihr wie ein aufgeschlagenes Buch. Todsünden sind kaum darin; denn wer alleweil im Lebenskampfe auf Gottes Seite steht, hat keine Zeit zum Todsündigen. Dieses seltsame Lebensbuch hält die Haselbäurin dem forschenden Vater vertrauensvoll hin, und wie sie den Beichtstuhl verläßt, sieht ihr der bärige Ordensmann ehrfürchtig nach: O du tapferes Weib, o du heilige Mutter...

Wieder kniet die Pilgerin am Hochaltar, den Leib des Herrn zu empfangen. Und wie sie die Himmelsspeise in sich aufgenommen hat, weiß sie wieder nur ein armseliges Wörtlein: „Lieber Herrgott, bleib bei mir, jetzt und für immer! Meine Zeiten sind gezählt, die Ewigkeit ist nahe. Und ich bitte dich, laß alle Menschen so selig sein am Lebensabend wie mich heute! Gelt, du weißt es schon, wie ich meine!“

Still ist der Vormittag vergangen.

Still sitzt die Haselbäurin zur Mittagsrast mit anderen Pilgersleuten am Rande eines Brunnleins auf dem Kirchenanger und verzehrt ihr Mitgebrachtes. Dann glättet sie die Schürze und geht noch einmal ins Kirchlein, um vom Heiligtume Abschied zu nehmen.

Das Glücksgefühl in ihrem Herzen hat sich gesänftigt; es ruht darin wie ein Demantstein von unvergänglichem Glanze. —

Wie sie geht, hängt sie in der Vorhalle zum Heiligtum eine Weihetafel zu den unzähligen anderen, die fromme Pilger in erhörtem Anliegen gelobt und gestiftet haben.

Ein kurzer Kernspruch steht auf der Weihetafel der Haselbäurin: „Gott wirkt keine Wunder, das du selbst nicht wirkst.“



MUTTERGOTTES AM WEGE

An dieser Wegescheide steht dein Bild,
seit ich die Schritte hier vorüberlenke,
und leer und öd will scheinen das Gefild,
wenn von der Stelle ich hinweg dich denke.

Bist an den Wegen du schon lang zu finden?
So laß mich Mutter heute einmal fragen.
Und welcher Ahn hat unter diesen Linden
Verehrung einst so sehr zu dir getragen?

Du lächelst fern — ein Lächeln,
das an Säumen
von Bergen Meeren und von Sternen ruhet:
„War nicht vor je Geschaffnem ich auf Wegen
ich jener Weisheit, die an diesen Bäumen
auch dich von Kindheit an vorbeigeführt,
damit dein Menschenbild erblüh
in meinem Segen?“

JOSEF BORSIG

Wohl mancher Pilgersmann mag sich über das Merkwort wundern: Ei, kann denn auch der Mensch Wunder wirken? Wie kommt nur der unchristliche Spruch da herein? — Aber manchen, der fürwitzig ein vorschnelles Wunder am Gnadenort erwartet, mag aus dem Merkwort die Wahrheit anleuchten, die in ihm steckt, und mancher wird vielleicht so selber dazukommen, Wunder zu wirken wie die Haselbäurin.

Und so mag es hinfort auch mehr Wallfahrer geben, die nicht zum Wunderbetteln, sondern zum Wunderdanken ins Weihthum treten. Je mehr Mühselige das Wörtlein in Gottes Namen ausprobieren, desto mehr glückliche Danksager wird es geben. Und es wird wohl nicht zweifelhaft sein, welche Sorte dem lieben Gott wohlgefälliger ist, die faulen Bettler oder die fleißigen Danksager.

F. Schröngamer-Heimdal

VATER UND SOHN

Der Sohn mit 10 Jahren: Der Vater weiß viel!
mit 15 Jahren: Ich weiß ebensoviel wie der Vater!
mit 20 Jahren: Der Vater weiß eigentlich gar nichts viel!
mit 30 Jahren: Man könnte den Vater einmal fragen!
mit 40 Jahren: Der Vater weiß doch etwas!
mit 50 Jahren: Der Vater weiß alles!
mit 60 Jahren: Wenn ich den Vater doch nur fragen könnte!